



# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 262.

Dienstag, 9. November

1926.

## Auf dem Eulenhof.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Der Eulenhöfer kam behäbigen Schrittes den Weidenpfad herunter, und Adolf wünschte sich verstohlen durch die nassen Augen.

"Jakob", sagte der Vorüberschreitende, "morgen müssen wir an die Frucht, sie ist schon goldegelb."

"Dann kann es ja noch acht Tage so trocken bleiben", erwiderte Jakob, beglückt durch die Gunst des Eulenhöfers, aber auch etwas traurig, daß Adolf daran nicht teilnehmen durfte.

"Sag' vierzehn!" erwiderte jener, "in acht kriegen wir's dies Jahr nit unters Dach."

Er klopfte einer glanzfertigen, trächtigen Kuh, die ihm plump die Rocktasche beschnupperte, fast zärtlich die schlitternde Wamme und ging weiter, ohne Adolf ein Wort gegönnt zu haben.

"Nun siehst du's", sagte der in heikler Qual, "ich bin gar nicht mehr da für ihn. Aber ich werd's bei Börner sagen, und dann werden sie ja schon von selber fortbleiben."

"Adolf, mach' doch keine Dummheiten! Das gibt sich ja alles wieder." Jakob legte dem Kummervollen den Arm um die Schultern, und sie gingen noch lange plaudernd das Tal hinauf.

Kommerzienträts erfuhren von dem Leid ihres jungen Freundes zwar nichts, aber sie fanden am Sonntag darauf doch nicht zum Eulenhof, denn der ganze Plan dieser Sommersfahrt war ja nur ein Erzeugnis von Adolfs schwärzender Phantasie gewesen. Überdies hielt er seine zärtliche Neigung zu Lydia Börner auch so geheim, daß sie selber nicht die leiseste Ahnung davon hatte, vielmehr nichts anderes dachte, als Adolf käme nur ihres Bruders wegen so oft in ihr Haus; denn der schätzte den viel begabteren Klassenfreund schon deshalb sehr hoch, weil er von ihm stets große Vorteile für seine Schulaufgaben zog. Adolf dagegen fühlte sich dafür hinreichend belohnt, einerseits durch die Vornehmheit in dem Kommerzienträtslichen Hause, die ihn über seine Verhältnisse daheim hoch hinaus hob, und andererseits durch die selige Einbildung, Lydia Börner, das zarte Mädchen mit dem hellblonden Kokoshaar, empfinde für ihn ebenso innig, wie er für sie.

Er dachte nicht daran, wie dieser wesensfremde Zug seines Charakters den Vater verstimmt und gegen ihn einnahm, während die gute Mutter ihre Hoffnungen darauf baute. Sie wollte ja, daß er aus dem bäuerlichen Kreise hinausstrebe, weil sie glaubte, er sei ungleich mehr aus des Großvaters geistiger Art gewachsen. Dass diese Art zwar noch immerhin um ein beträchtliches von dem feingebildeten Lebensausdruck der alten Großaufmannsfamilie in der Stadt verschieden war, entzog sich ihrer Erkenntnis ebenso wie der notwendig unheilvolle Einfluß dieser Zwischenstellung Adolfs auf seine eben beginnenden, zu allerlei Wunderlichkeiten drängenden Entwicklungsjahre.

In dem toten Steinbruch zwischen dem Gleden und dem Eulenhof hatte nun schon wochenlang die Dreschmaschine gebrummt, und noch immer stand da den Talweg hinauf eine lange Reihe hochbeladener Erntewagen

im brennenden Brand der Augustsonne. Die üppig belaubten Weinstücke hatten voll von kleinen grünen Blütenrispen gehangen, die einen reichen Herbst verheißen; nun galt es für den Winzer auf der Hut sein, daß die tüchtigen Feinde der Reben diese Hoffnung nicht wieder zerstörten.

Die "Germania" des Kriegerdenkmals an der Mosel hatte man mit dicken Eichlaubgarlanden umwunden: der Tag von Sedan sollte diesmal besonders hoch feiert werden.

Vor der "Krone" mit ihrem alten, kunstvoll geschnitten Balkenwerk in der geschweiften Giebelwand hatte der Kriegerverein Aufstellung genommen: lauter markige, antikgeführte Bauerngestalten, heut in ihrem sonntäglichen schwarzen Schafrock, mit der rotspäflierten Mütze über der sonnengebräunten Stirn. Noch standen sie in lässig geschlossenen Reihen, plauderten ernst oder mit ungewohntem Spatz, und mancher von ihnen mochte sich wohl des einen oder anderen der gefallenen Kameraden erinnern, deren Namen drüber auf dem Marmorsockel des Denkmals in Goldschrift glänzten.

Da klickt das schmiedeeiserne Gartentor vom Baronengarten, eine Bewegung geht durch die schwarze Schar der Krieger, ein gemurmtes Raunen, sie straffen sich auf und nehmen Richtung: der alte Baron mit dem Kronprinzenbart ist auf die Straße getreten, ein Edelsmann, ein Held im Ehrenrock der Halberstädter Kürassiere, deren zweiter Schwadron er bei Maas la Tour zum blutigen Tagen vorangeritten war. Seinen linken Arm, gelähmt vom Sieb eines Franzosenpallaschs, trägt er auf den Rücken gebogen, die Schulter ein wenig gehoben, sonst aber jeder Zoll die Prachtgestalt eines adeligen Reiterführers.

"Guten Morgen, meine Kameraden!" grüßt herzlich seine metallene Altkompanie, und dann nach einem freundlichen, aber ehrfürchtigen Bescheid der Krieger: "Rührt euch! Ich wollt euch nur ein paar Worte zum gemeinsamen Gedächtnis sagen. Von unseren toten Mitstreitern, unsern gefallenen Kameraden wollt ich sprechen."

So ganz prunklos, herzlich, wie man von geliebten Verstorbenen spricht, erzählte der Baron, auf einer Denkmalsstufe stehend, von den gebliebenen Dorfjüngern, deren jeden er gekannt hatte, und wedete zum Schluss mit tiefherzlichen Worten in den Herzen der Veteranen einen Nachhall jenes Gemütssturmes, der damals durch das Land gebraust war. Da zuckte mancher Mund in den knitterigen Bergamentgesichtern, manche Wimper neigte sich mit verschämten Tränen.

In den heißen Herzen der umherstehenden Dorfjungen aber blühten Heldenträume auf.

Auch Adolf Eichholz hatte den markigen Worten des Barons in Schauern der Begeisterung geläuscht. Seine beiden Begleiter, der langstielige Ferdinand Hiller, der als Obertertianer mit ihm die Realschule in der Stadt besuchte, und Heinrich Köster vom Pachthof, der trotz seines Manchesteranzuges mit nur wenig Geschick den angehenden Landjunker herausstellte, überboten sich vor ihm in Kriegsschilderungen, so daß sein bebendes Staunen immer höher schwoll.

"Ja, mein liebes Kommitöntchen, scherzte der ältere Studienfreund mit dem grauen gutmütigen Jünglingsgesicht, „du denkst schon wunders, was du für 'n Held bist, daß du dich an die Lydia Börner heranwagst. Bei Mars la Tour aber sind sie dem Teufel in den Rachen geritten.“

"Na, der Spicherer Berg war auch kein Maulwurfsbau", sagte der derbe, rotkopfige Heinrich Köster, die Soldatenehre seines Vaters verteidigend.

Und jetzt erst wagte Adolf ein Wort der Gegenteide, nachdem er bis dahin bellommnen Atems zugehört hat.

"Was muß es deinem Vater leid tun, daß er heut nicht dabei sein kann", sagte er zu Heinrich Köster, dessen stark gerötete Gesichtshaut von Eifer glänzte.

"Ja, der kommt nit aus 'm Sessel raus", antwortete er, "sonst wär er gewiß mit dabei."

"Aber, Kommitöntchen, auch deiner ist doch Krieger und macht nicht mit."

"Der hat zu so was keine Art", lenkte Adolf ab.

"Ja, Kleiner, die Eichholzen sollen Dickeköpfe sein, sagt man im Flecken."

Da zog Heinrich Köster die Brauen hoch, und sein Gesicht glühte noch mehr, als er sagte: "s' ist auch möglich, daß er sonst was dabei hat."

"Er geht doch überhaupt nicht gern unter die Leut," erklärte Adolf.

Aber der andere blieb bei seinem heimlichen Besserwissen und fragte bedeutungsvoll:

"Läßt er darum vielleicht auch den Jakob nit herunterkommen, wenn so was los ist? Ist der ihm zu schad?"

"Sie sind zusammen an den Haser gegangen", entgegnete Adolf verlegen.

Heinrich jedoch lächelte verschmitzt und sagte dann ernst werdend:

"Meintswegen, mir soll's recht sein. Aber zwei Spichernkrieger im Flecken und keiner beim Sedanfest, ist nit in der Ordnung."

Adolf fühlte in diesen Worten deutlich eine Spitze gegen seinen Vater und wurde ganz schweigsam.

Sie gingen zu dritt die Fährstraße hinauf, die zum Oberflecken führte, und Heinrich Köster lud die beiden Realschüler ein, mit zum Pachthof zu kommen, denn dort seien die Haserbirnen reif, und "Studenten" hätten in den Ferien ja noch mal so viel Hunger wie sonst. Der Obertertianer jedoch erklärte, seine Mutter warte daheim auf ihn, weil er die Geschäftsbücher in Ordnung bringen müsse. Seit seines Vaters Tod opfere er dieser Arbeit immer die Samstagnachmittage, und gerade jetzt im Sommer würden bei ihnen so viel landwirtschaftliche Maschinen und Gerätschaften gekauft, daß die Mutter allein gar nicht fertig werden könne.

Adolf aber wollte um jeden Preis noch mit zum Pachthof gehen. Nicht wegen der kleinen süßen Haserbirnen, sondern weil ihm Heinrichs Anzüglichkeiten Gedanken machten. Er dachte zwar nicht an die Möglichkeit, daß diesen Andeutungen irgendwelche Tatsachen zugrunde lägen; er fühlte darin nur das Vorhandensein einer Stimmung gegen seinen Vater, die für ihn noch nicht einmal etwas Peinliches oder gar Kränkendes hatte. Im Gegenteil, es war ihm, als wenn er da plötzlich einen Gleichgesinnten gegen seinen Vater gefunden habe, einen, der die schmerzhafte Nichtbeachtung mitempfände, die wie ein eisiger Atem in sein Sohnherz eingedrungen war. Eine instinktive Feindschaft war in ihm, die er sich selber zwar nie eingestanden hätte, die ihm vielmehr, erst ganz bewußt geworden, vermeissen und freulerisch vorgekommen wäre. —

Der von diesen Wagenspuren durchfurchte Weg zum Pachthof ging oberhalb des Fleckens links ab, während man geradeaus zum Eulenhof gelangte. An der Wegscheide blieb das mancheste bejoppte Landjünkerlein mit gespreizten Beinen stehen und sagte:

"Na, du hast scheint's doch keine rechten Flausen, heimzugehen. Die Birnen stehn dir sicher in der Tas. Willst es nur nit zugeben."

"Wegen der Birnen weniger", antwortete Adolf bedrückt. "Aber was soll ich daheim? Der Jakob ist ja mit im Feld."

"Na, könnt doch am End wenigstens den Ochs am Wagen festhalten."

"Ich las mich nicht noch mal fortschicken."

"Fortschick haben sie dich?" fragte Heinrich lächelnd.

"Gestern wollt ich die Hasergarben recken helfen, da hat mein Vater gezußt, ich soll's lieber lassen, sonst kriegt ich rauhe Finger."

"Ja, Adolf, ehrlich gesagt, du hättest auch das Schulgeben in die Stadt nit anfangen sollen. Er kann das nun einmal nit leiden. 'n bißchen Französisch hier auf der Rektorschule wär auch genug gewesen. Ich werd' damit mal Vächter, und mehr braucht auch einer auf'm Eulenhof nit zu können. Das hat dein Vater oft genug zu meinem gesagt."

"Ich mag aber nicht auf'm Eulenhof bleiben."

"Dann bleibt der Jakob drauf."

"Der Jakob? — So lang er bleibt, ja. Aber einem Knecht gefällt's auch nicht ewig auf demselben Platz. Es braucht bloß mal was vorzukommen."

"Ich sag dir, Adölschen, wenn du nit Bauer auf'm Eulenhof werden willst, dann wird es der Jakob. Ich weiß es."

"Warum meinst du das?"

"Wart nur, bis du's selber glaubst. Mein' Sach ist es nit, dir die Augen aufzutun."

"Gewiß, mein Vater ist ja versessen auf den Jakob", sagte Adolf, um mehr zu erfahren.

"Das dankt der Tausend, wenn man — — Aber . . ."

"Was, wenn man?"

"Wart' nur, bis du 'n Jahrer zwei älter bist, dann lannst du mich ja noch mal fragen."

"Wenn du mir was sagen willst, dann lass mich doch nicht warten wie ein Narr."

"Doch, es ist besser. Bist jetzt für so Sachen noch nit trocken genug hinter den Ohren." (Fortsetzung folgt.)

## Die geheimen Kräfte der Natur.

Eine heitere Skizze von Wilhelm Herbst.

Ich war der letzte Sommertag — vielmehr schon Herbstgäst. Die kinderreichen Familien, die interessanten Witwen, die hier getraut und nach einem zweiten Manne ausgelugt hatten, die Hochtouren, die von hier in die Alpen hinaustiegen, die Sonderlinge und die Lebensstroh — all die Zahlreichen, die den beliebten Gebirgsort zum Sommeraufenthalt ausersehen, waren zwischen ihre heimischen vier Wände zurückgekehrt.

Das Dörklein entsann sich seiner selbst wieder; es kam nach dem Freudentaumel zu sich. Die Anpreisungen von bequemen Sommerwohnungen, zu jeder Tageszeit warmer Kuhmilch, Selbstgeräuchertem und feinstem Schleuderbonig verschwanden allmählich von Fenstern und Wänden — der Stockaube Bettler, der außen am Dorfeingang die Leute an gehalste batte, aenias von seinem Ohrenleiden und kehrte zu der arbeitsamen Rolle des Regeljungen zurück — der Wirt, der Sommer über seine Bauern mit einer gewissen Zurückhaltung behandelte und erst gegen Regierungsräte höflich zu werden schien, tat jetzt wieder dem Hiesl, Sepp und Jaak Bescheid, frug den nach seinen jungen Ochsen und jenen nach seiner frischen Sennbrüne, und auch die Frau Wirtin zog ihr Seidenes aus, nahm den vornehm lächelnden Zug von den Mundwinkeln und schimpfte und wetterte wie ein Oberknecht in Küche und Stall.

Ich war schon monatelang im Orte. Die Leute zählten mich schon zu den Ehren und hatten keine Scheu und wenige Geheimnisse vor mir.

Ich kannte jedes Kind.

Und doch — seit einigen Tagen sah ich etliche Gesichter im Dorfe, die ich vorher nie wahrgenommen hatte.

Zuerst einen Burschen in den Dreikigern — mit dumm-schlauem Gesicht. Der stand am Sonntaa, als ich aus versteckter Wirtslaube das Treiben der Leute belauschte, mitten im Gastraaten auf einem Tisch — eine Menge Menschen jeden Alters um ihn her, die sich köstlich bei seinen Taten unterhielten. Es waren tolle Dinge, die er trieb. Dabei verfügte er über ein unglaubliches Talent der Stimmenverstellung. Jetzt spülte er die Lippen und krähte in der höchsten Fischt: "Artur! Artur!"

Nach einer halben Minute gab er diesen Ruf — nur etwas gedämpft und verschwommen zurück: "Artur! Artur!"

"Artur, liebst du mich?" krähte er dann wieder unter dem dröhrenden Gelächter der Bauern.

Kein Zweifel mehr, es war die täuschen nachnahm, dünne Stimme der Baronesse Lauta, die hier mit ihrer Familie und mit ihrem Bräutigam sich aufgehalten und durch ihre schwärmerischen Gefühlsausbrüche für den letzteren manchen erheitert hatte.

"Artur, siebst du mich?" krachte der Bursche eben wieder zurück. "Jetzt kommt der Münchener Privatier", sagte er dann.

"Bierfaßl! Bierfaßl!" tönte es im tiefsten Bass, der aus einem Keller herauszulommen schien. "Bierfaßl! Bierfaßl!" gab er dann den gleichen Ruf wieder.

"Hör' mal, Toni", fragt ich die hübsche Kellnerin, die zwischen bei mir eingetreten war, um mein geleertes Glas zu füllen, "wer ist denn der fidele Tropf da?"

Wissen S., wisperte sie geheimtuend, "der is unser Schön's Echo droben an der Geisterwand — wo die Fremden alleweil so gern 'neintrufen. Da hodd er den Sommer über auf einem Baum und wenn einer ruft, gibt er's rück. Los hat er's schon wie a Komödspieler — der Loder. Jetzt verstückt er's halt a wen'g — die Fremden"

"Arabella! Arabella!" schnarrte der drauben gerade wieder, daß man meinte, man sehe den schneidigen, in das reiche Kommersientatschöterlein verschossenen Leutnant v. Knatterbach lebendig vor sich stehen.

Diese Entdeckung, die ich da gemacht hatte, gab mir ein paar Wochen hindurch Anlaß zu hochinteressanten Studien.

Ich nahm gelegentlich den Wirt ein wenig auf die Seite und fühlte ihm vorsichtig auf den Zahn, ob vielleicht noch mehr solche Tausendkünstler da wären. Er rückte sein Käppchen aus' andere Ohr, blinzelte mich von der Seite an und meinte: "Da können S. schon noch etliches inne werden. Wissen S., man muß dem Geschmac der Fremden etwas entgegenkommen — jetzt, wo die Sommerzeit um ist, dat's das nimmer nötig — d'rüm lassen sich die verschiedenen Leuteln, die dazu bestimmt sind, allmählich wieder im Dorte seh'n — das sind unsere geheimen Kräfte der Natur."

Die nächste Naturkraft, die ich kennen lernte, war der "Irrwisch".

Ein wugiges, altes Kerlchen voll Humor, Schalkheit und Laune. Er pflegte abends im "Schloßbumf" drauben am Fuße der Burgruine zu sitzen. Alte Weiber verbreiteten mit Eifer allerhand Schauermären von den Schredenslaten, die die Burgherren seinerzeit vollbracht hatten, und wenn nun so die heimkehrenden Damen in etwas gruelhafter Stimmung waren, traf es sich gut, wenn plötzlich mitten im Sumpfe der Alte mit seiner mächtigen Glimmpfeife als Irrlicht auftauchte, hin- und hergaufzte und plötzlich verschwand. Ein ganzer Märchenhas von erlösten und unerlösten Geistern wurde wach — die Herren verloren sich dafür in interessante Erörterungen über derlei Erscheinungen — kursum, der Irrwisch erhöhte den Reiz der Gegend.

Auch ein ganz junger, zu Winterszeiten als Ganshirte geschätzter Bursche tauchte auf — der "Gudezer" genannt.

"Was ist denn das?" fragt ich ihn. "Warum heißt du denn so?"

"Woah! denn nit", antwortete er und sah mich treuherzig an, "der Gudezer — dös is der Vogel, der im Wald drauben alleweil Ruckus schreit, wenn d' Leut' aust kommen."

"Ab, da bist wohl du der Vogel?"

"Ja, freit", lachte er, "im Buchenwald woah! Da derfst dich gleich oft heiter schreien — sonst schimpfa die Fremden: 'Heut' hört man wieder gar keinen Ruckus!' Woah!, wann so a Liebespaar kommt und fragt: 'Wie lang haben wir uns noch lieb?' — nachher muah! glei a halbe Stund' ununterbrochen schreien — sonst is alles aus. Wann aber einer ruft: 'Wann stirbt meine Erbtante?' und du schreist nur einmal, nachher is der Kerl gans auseinand' vor Freud!"

Ich tat noch einen tiefen Blick in die unschuldslauen Augen des Jungen — dann wandte ich mich schaudernd ab. So viel List in einer Kindesseele.

Eines Abends hatte ich einen seltsamen Anblick. Ich lebte von meinem Spaziergang ins Dorf zurück. Auf einmal gewahrte ich auf einer Wiese ein sonderbares Tier. Es war kein Geißbock und doch auch kein Wild — ich trat eben näher, um das Naturwunder genau zu besichtigen, als ein Mann aus einer benachbarten Hütte sprang und das Tier rafch in den angebauten Stall scheuchte.

Als ich meine Beobachtung dem Wirt erzählte, lachte er laut: "Dös glaubt i, daß Ihnen der Gamstoni seine Gams net leben laßt!" — Eine Gemse! Eine wahrhaftige Gemse?"

Er schüttelte den Kopf. "Sie wissen doch", sagte er, "daß wir oben auf der Veranda ein Perspektiv — ein Fernrohr aufgestellt haben. Damit kann man in die Steinwand hinaufschauen und wenn man Glück hat, sieht man oft eine oder mehrere Gams droben. Aber allemal, wenn grad ein Fremder eine Gams sehen möcht', kann man keine herpeisen, und wenn er keine sieht, schimmt er und ist unsatisfied. Da hat denn der Gamstoni, um dem abzuholzen, einen sehr s'scheiten Geißbock ein wenig dressiert und mit

der Scher' und mit dem Anstreichen ein bissel nachgeholt, daß das Tier von weitem einem Gamsbock täuschen ähnigt sieht. Die zwei hausen im Sommer da oben auf der Wand in einem Hüttli. Da liegt dann der Toni auf der Lauer und wenn er jemanden auf der Veranda bemerkt, pfeift er dem Bock. Der springt nachher auf den Felsvorsprung raus und macht die Gams. Die Fremden sind ganz närrisch vor Freud'. Da müssen Sie hingehen", heißt's, "prächtige Gemse jesehen", und der Toni hat das für a bissel was von uns. O, i sag' Ihnen, dem sei' Bock hat a Einbildung wie a Schauspieler — der schaut keinen g'wöhnlichen Geißbock mehr an."

Ich schüttelte den Kopf — er zuckte vergnügt die Achseln — dann lachten wir beide.

Andern Tags rief mich ein Eisbrief beim, sonst hätte ich wohl noch mehr geheime Naturkräfte entdeckt.

Der Wirt begleitete mich zur Bahn. "Schauen S.", sagte er unterwegs, auf einen mächtigen, wildgebauten Mann deutend, "dös is auch einer von unseren Heimlichen — ein ganz Parfümierter."

Ich begriff, daß er "Parfümierter" sagen wollte, und fragt: "Was macht denn der?"

"Der?" sagte er halblaut, "der macht's Alpenläufen auf der Schneidwand — verstehen S., 'bengalisch'."

Ich lachte laut hinaus. "Na", meinte ich beim Abschied, "nächstes Jahr werdet Ihr wohl wieder einiges Neues auf dem Gebiete haben?"

Er zuckte vielversprechend die Achseln. "Mein Gott", sagte er, "was tut man nicht alles, um die Konkurrenz auszuhalten."

## Hygiene und Heilkunde

Mandelenzündungen. Zur Herbstzeit häufen sich die Mandelenzündungen (Angina), deren Ursprung verschiedener Natur ist, je nachdem wird eine ansiedelnde und nicht übertragene Angina unterschieden. Als Typ der letzten Form, die also nicht aus einer Übertragung beruht, gilt die Erfältungsangina. Hier spielt die durch den Erfältungstreiz hervorgerufene Veränderung der Gaumenmandeln die entscheidende Rolle. Sie ermöglicht den auf den Mandeln stets vorhandenen, nicht ausgesprochen giftigen Bakterien aktiv zu werden und zu wuchern, so daß sie eine Entzündung hervorrufen können. Anders liegen die Dinge bei der durch Ansiedlung erworbenen Angina. Hier dringen — wie z. B. bei der Grippeangina — die Krankheitserreger vielfach durch die Nase, Kehlkopf, Mundhöhle ein; beim Scharlach können sie, z. B. im Anschluß an eine Infektion an einer Scharlachleiche, durch die verletzte Haut in den Körper gelangen und wandern auf dem Blutwege zu den Mandeln, um sich an dieser ihrer "Lieblingsstelle" anzusiedeln und eine schwere Entzündung auszulösen. Beide Formen können übrigens auch ineinander übergehen; die mit dem Blut zu den Gaumenmandeln gelangten Keime stimmen das Organ um, so daß sich eine Selbstinfektion mit den stets auf den Mandeln vorhandenen Erregern entwickeln kann. Bei der Erfältungsangina besteht die Vorbeugung in Zuhaltung von Hitze; heiße Wannenbäder, heiße Wärmeflaschen, heiße Getränke mit und ohne Alkohol, fieberbekämpfende Mittel, wie Aspirin, Pyramidon, Arcanol und dgl. können recht nützlich sein, um die im Anschluß an die Erfältung drohende Umstimmung der Mandeln zu verbüßen und die Angina im Keim zu ersticken. Von den sogenannten bakterientötenden Pastillen ist kaum eine wirkliche Vorbeugung zu erwarten, weder gegen die Selbstinfektionsangina noch gegen die übertragbare Mandelenzündung. Auf keinen Fall sollten die Gesunden im Vertrauen hierauf die erforderliche Vorbeugung anginaträger Personen gegenüber außer acht lassen. — Wenn die Mandelenzündung zum Ausbruch gelangt ist, kommen teilweise die gleichen Maßnahmen in Frage wie bei der Vorbeugung. Der Wert der verschiedenen zum Gurgeln empfohlenen Mittel ist noch umstritten. Zur Linderung der Schluckbeschwerden läßt man Eisstückchen im Mund zergehen und schluckt Speiseis in kleinsten Portionen hinunter, während die einen den warmen, feuchten Salutschlag als wohltuend empfinden, bevorzugen andere kühle Umschläge, ja sogar eine Eiskratze. In vielen Fällen wird der Krankheitsprozeß durch Aspirin, Antipyrin, Pyramidon und deral. günstig beeinflußt, zumal wenn damit Schwitzprozeduren verbunden werden. Allerdings ist zu bedenken, daß diese Medikamente bei empfindlichen Personen unter Umständen recht unangenehme Begleiterscheinungen auslösen können und daher nur auf ärztliches Antaten eingenommen werden sollen. — Im übrigen können sich, obwohl die Angina im allgemeinen harmlos zu verlaufen pflegt, in Ausnahmefällen schwere Nachkrankheiten, wie Gelenktheumatismus, Blutvergiftung, Nierenentzündung usw. an eine Mandelenzündung anschließen.

Dr. M.

# Die Welt der Frau

## Mehr Höflichkeit auch in der Familie!

"Höflichkeit ist wie ein Lufitissen. Innen ist es leer, aber es mindert die harten Stöße des Lebens erheblich."

Man sagt uns Deutschen nach, daß wir die Tugend der Höflichkeit in keinem sonderlich hohen Maße in uns verkörpern. Ausnahmen bestätigen natürlich auch hier die Regel, aber so für den großen Durchschnitt werden wird, wenn wir gerecht sein wollen, nicht umhin können, dies zuzugeben. Wer hat nicht auch schon am eigenen Leibe diesen Mangel an Höflichkeit und liebenswürdigen Umgangsformen unangenehm zu spüren bekommen, wenn er beispielsweise im Verkehr mit Verhören es erleben mußte, daß er bei jeder geringsten Unstimmigkeit gleich seinen „Anschnauzer“ weg hatte; oder wer hat sich nicht schon einmal beim Fabraten in der Elektrischen darüber ärgern müssen, daß ältere Damen stehen mußten, ohne daß es einem der mithabenden Herren oder Jugendlichen eingefallen wäre, ihr seinen Platz anzubieten? Es ist schon so, das kann man auch in sonstigen Situationen, in dem ganzen Ton unseres Verkehrs mit unseren Mitmenschen beobachten, daß uns eine gewisse äußere Glattheit und Abgeschliffenheit des Benehmens fehlt, wie sie etwa den Franzosen, den Polen oder auch unseren österreichischen Stammesbrüdern selbstverständlich eigen ist.

Es gibt welche, die meinen, dies sei auch kein Schaden. Das sie sich im Grunde wohler fühlen bei der deutscher Dernheit und Geradeheit als bei der Höflichkeit der anderen Völker; denn diese sei doch nichts als Maske, bei den Deutschen aber weiß man doch wenigstens, woran man ist. Man wird zwar nicht mit zarten Wattefingerlern angefaßt, aber man weiß doch, daß das, was man zu hören bekommt, wirklich so gemeint ist, während man die übertriebene Höflichkeit als soore Phrase empfinden muß und ganz genau weiß, daß derjenige, der einem ins Gesicht so überaus liebenswürdige Worte sagt, im Grunde ganz anders und vielleicht gar nicht schmeichelhaft von einem denkt.

Gewiß, überschaut darf die Höflichkeit nicht werden und muß als das erkannt werden, was sie ist, nämlich nur eine äußere Form, ohne tiefen Inhalt. Es ist ein hässlicher Vergleich, den ein Weiser einmal gebraucht hat, wenn er sagte, die Höflichkeit gleiche einem Lufitissen, innen sei sie nämlich leer. Aber sie gleiche ihm auch in anderer Weise — und nun kommt das Positive — sie mindert alle harten Stöße des Lebens erheblich. . . Und um dieser Stöße mildernden Eigenschaft willen lohnt es sich schon, die Höflichkeit zu üben, lohnt es sich, die Kinder zu ihr zu erziehen.

Immer und überall, auch in der Familie. Zuerst mag das freilich als eine widerständige Forderung erscheinen. Höflichkeit und Familie? Widersprechen sich diese beiden Begriffe nicht? Höflichkeit ist äußere Form, eine gesellschaftliche Norm und als solche erstattet und kein lebendiges Leben mehr; Höflichkeit ist auf Abstand eingestellt. Also alles Dinge, die in einer Familie keinen Raum haben sollten, denn in der Familie, dieser engsten aller sozialen Beziehungen der Menschen untereinander soll nicht Form, sondern Natürlichkeit herrschen; wenigstens hier sollte man doch keine Maske aufsetzen müssen und dürfen, sondern sich geben, wie man ist. Man sollte nicht Abstand währen, sondern eine möglichst intime Beziehung von Mensch zu Mensch herzustellen suchen.

Dies ist alles ganz gewiß wahr. Ebenso war aber, daß man diese Intimität der Beziehungen nicht als einen Vorwand nehmen sollte, um sich seinen Familienangehörigen gegenüber geben lassen zu dürfen. Man kann es leider nur zu oft beobachten, daß manche Menschen ihr Zuhause als eine Stütze ansiehen, in der gleichsam keine Rücksicht nehmen zu müssen glauben, in der sie ihren Launen freien Lauf lassen können. Es ist gewiß nicht zuviel gesagt, daß es diese Unbedecktheit, dieses sich Gebenlassen ist, an dem so manche Ehe allmählich zerbricht. Es gibt zuviel rauhe Reibflächen und an ihnen muß sich das zarte, empfindliche Wesen Liebe unheilbare Wunden reiben. Man muß, beim Umgang mit ihr, wenn man keine zarten Hände besitzt, schon lieber Handschuhe anziehen, die Handschuhe der höflichen Umgangsformen. Warum soll man denn auch schlichtlich die selbstverständliche Höflichkeit, die man jedem beliebigen Menschen aufrichtet, indem man die verträgliche und angenehme Stimmung, in der man

sich vielleicht gerade befindet, hinter den Formen, die die Höflichkeit vorschreibt, verbirgt und ihm artig und liebenswürdig begegnet, nicht auch den Menschen zubilligen, die einem am nächsten stehen? Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit ist schon eine schöne Sache, aber man darf sie doch auch nicht so auslegen, daß man deswegen auch jede unangenehme und gereizte Stimmung seinen Angehörigen zeigt und sie darunter leiden läßt. — Alle die kleinen Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten, die die Höflichkeit den Menschen im geselligen Verkehr vorschreibt, sie soll man auch im engsten Familientreffe nicht vernachlässigen. Sie haben gewiß mit dem tiefen Wesen der Liebe nicht viel zu tun, aber sie sind doch anmutige, kleine Blumen, die das Leben und den Alltag weicher und lieblicher machen.

Aber nicht nur die Eleganzen sollen im gegenseitigen Verkehr stets die höflichen Umgangsformen wahren, auch die Eltern den Kindern gegenüber sollten sich ihrer befehligen (Selbstverständlichkeit ein entsprechendes Verhalten auch von ihnen verlangen); denn es ist nun schon so, daß man durch Moralreden, und mögen sie noch so lang und noch so schön sein, nicht viel erreichen kann, wenn nicht das entsprechende Beispiel dazu kommt, und wenn man die Kinder zur Höflichkeit erziehen will, so kann man dies bestimmt am besten, wenn man eine Höflichkeitssatzesshöhre um sie herum schafft. Wenn die Kinder von früh auf daran gewöhnt worden sind, daß man um sie herum und ihnen gegenüber sich nicht gehen ließ, sondern den höflichen, liebenswürdigen Ton wählte, dann wird dies ihnen bald zur Selbstverständlichkeit geworden sein, sie werden gar nicht anders können, als in demselben Ton mit den anderen Menschen verkehren. Dies ist aber eine wertvolle Mitgabe fürs Leben, wenn auch freilich, um dies noch einmal zu betonen, nicht die Hauptache, und dies soll man auch andererseits stets den Kindern gegenüber betonen, daß man die Höflichkeitsformen nicht überschämen darf und wissen, nur daß der wahre Wert des Menschen hinter der äußeren Hülle sich verbirgt, und daß es für sein Vorhandensein gleichgültig ist, ob diese Hülle glänzend und liebenswürdig oder rauh und unfreundlich ist.

Lydia Bornsat.

## Wie man es nicht machen soll.

Boshafteste Männer behaupten, daß die übergroße Reinlichkeit und Putzsucht mancher Hausfrauen dem Eigentum mehr Schaden als die Abnutzung durch Jahrzehnte. Vielleicht mag das ein wenig übertrieben sein; aber ein Körnchen Wahrheit ist schon dran. — Viele Hausfrauen lassen eben ihrer Scheuerlust allzu sehr die Bügel schieben; sie machen vieles so gründlich, daß das Material sich dagegen sträuben muß. Da werden polierte Möbel mit nassen Lappen abgewischt oder gar mit reichlich Petroleum behandelt, obwohl sie diese Prozedur niemals vertragen. Sie erfreuen vielleicht einen Augenblick durch erhöhten Glanz, aber die Herrlichkeit ist von kurzer Dauer. Stark mishandelt werden häufig Metallgegenstände, wie Bronze- oder Messinglüster, Beschläge, Türklinnen usw. Diese Sachen sind mit einer feinen Lackschicht bedeckt und werden verdorben, wenn eine unkundige Hand mit Buhalben und Tinkturen ihnen zu Leibe rückt. Schändlich mishandelt werden vielfach auch Teppiche. Sie büßen so sehr an Haltbarkeit und Aussehen ein, wenn man sie naß behandelt und Seifen- oder Essigmässer zur Auffrischung der Farben verwendet. Wohl treten die Farben für ein paar Tage leuchtender hervor, dann aber festsigt sich in die Wolle, die ihre Steifheit verloren, der Staub und Schmutz erst recht fest, und es bedarf immer wieder der nassen Behandlung, um sie instand zu halten. Wie oft trifft man, selbst in neuen Häusern, verschuerzte Türen und Fensterrahmen, die so schwer sauber zu halten sind. Durch die allzu gründliche Reinigung mit Bürste und Seife ist die dextende Lackschicht über der Farbe weggeschwemmt und durch heiße Soda-Lauge beschädigt. In allem heißt es Maß und Ziel halten; man kann auch leicht des Guten zu viel tun: man braucht deshalb nichts vernachlässigen und unsauber zu sein. Aber außerdem Scheuerliebe schaden dem Eigentum und absorbieren die Kräfte der Arbeitenden.

L. v. G.